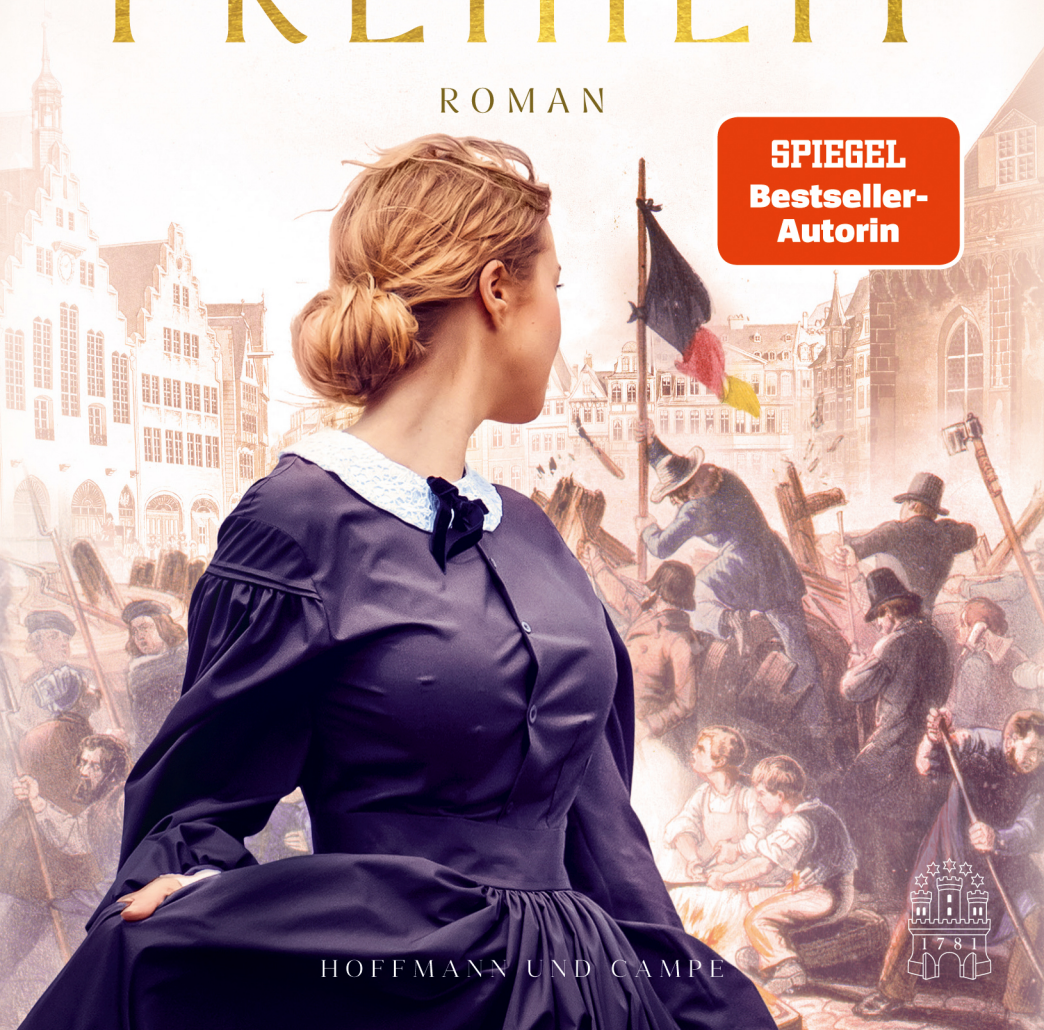


TANJA KINKEL

IM WIND DER FREIHEIT

ROMAN

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin



HOFFMANN UND CAMPE





TANJA
KINKEL

IM WIND DER
FREIHEIT

ROMAN

Hoffmann und Campe

1. Auflage 2025

Copyright © 2025

Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoffmann-und-campe.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

AVA international GmbH Autoren- und Verlagsagentur, München.

www.ava-international.de

Umschlaggestaltung: © ZeroMedia, München

Umschlagabbildung und Vorsatzpapier: © Joanna Czogala / Arcangel Images,

Nordmann / akg-images und Stefano Bianchetti / Bridgeman Images

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01926-1

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen

insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß

§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.



HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der

GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für meine Mutter

PROLOG

Meißen, Sachsen, 1835

»Sie sind tot. Alle beide.«

Louise hatte gehofft, es würde für sie glaubhafter, wenn sie es sich nur oft genug laut vorsagte. Ihre Eltern waren tot. Keinen von beiden würde sie je wiedersehen. Nicht ihre Mutter, die vor fünf Monaten an Tuberkulose gestorben war, die Mutter, die zum Schluss so wenig bei sich gewesen war, dass sie, als man Louise und ihre Schwestern zu ihr brachte, um sich zu verabschieden, nur geschrien hatte: »Nehmt die tote Frau aus dem Bett, die da neben mir liegt!«

Nicht ihren Vater, Papa, der die Mutter nur um vier Monate überlebt hatte und gestorben war, weil der Arzt seine Blutvergiftung nicht rechtzeitig erkannt und geglaubt hatte, mit der Amputation eines Zehs alle Probleme gelöst zu haben. »Keine Sorge, Herr Gerichtsdirektor«, hatte der Mann getönt, während Papa vor Schmerzen schrie, »in ein paar Tagen geht es Ihnen wieder glänzend, und Sie werden die Dörfer besuchen und Recht sprechen.«

Papa war tot, genau wie die Mutter, und Louise würde nie, nie wieder einem Arzt trauen.

Sie war siebzehn Jahre alt und diejenige in der Familie, der

immer ein frühes Ende prophezeit worden war. Die Jüngste, zu klein, zu zerbrechlich. Als der Vater sich weigerte, sie weiter unterrichten zu lassen, kurz bevor die Mutter krank wurde, hatte Louise in ihrer Enttäuschung geglaubt, das sei der eigentliche Grund, und war wütend genug gewesen, um es laut auszusprechen: »Glaubt ihr denn, es sei Geldverschwendung, weil ich ohnehin bald sterbe wie Clementine?«

Die Scham darüber brannte in ihr, jetzt mehr denn je. Danach hatte die Krankheit der Mutter jedes weitere Gespräch über die Zukunft unmöglich gemacht. Die Eltern mussten mit der Erinnerung an eine trotzig Louise in den Tod gegangen sein, an einen erbitterten Streit. Ihre Eltern, die immer liebevoll gewesen waren, die darauf bestanden hatten, von Louise und ihren älteren Schwestern geduzt zu werden – »Ihr sagt ja auch nicht zum lieben Gott Sie!«, hatte der Vater gelacht, ganz anders, als es die übrigen Familien in Meißen hielten, in denen die Väter etwas darstellten.

Sie bildete sich ein, dass Antonie und Franziska sie vorwurfsvoll anschauten. Schon vor dem Tod der Eltern hatten ihre Schwestern nicht verstanden, warum Louise überhaupt mehr Schulunterricht wollte. »Du weißt schon genug, um deinem Mann keine Schande zu machen, ganz gleich wen du heiratest, und wenn du unbedingt weiter über Bücher reden willst, kannst du einen Salon gründen«, hatte Antonie erklärt, und Franziska wollte nur wissen, ob Louise am Ende für die Lehrerin der Privatschule schwärme, die sie bis zu ihrer Konfirmation hatte besuchen dürfen.

Der Notar räusperte sich. »Fräulein Antonie, Fräulein Franziska, Fräulein Louise, ich wünsche, ich könnte es Ihnen ersparen, in der Zeit Ihrer Trauer so unerfreuliche Dinge wie ein Testament anhören zu müssen, aber das Gesetz will es so.«

Antonie tupfte sich mit einem Taschentuch die Augen und flüsterte: »Wäre es nicht möglich, dass mein Verlobter diese Angelegenheit mit Ihnen regelt?«

Unter anderen Umständen, in einer glücklicheren Zeit, hätte Louise die Augen gerollt. Erst am Vortag hatte Julius Dennhardt seinen Heiratsantrag gemacht, und seither konnte Antonie nicht aufhören, »mein Verlobter« oder »mein zukünftiger Gatte« zu sagen und ihn in jedem Gespräch zu erwähnen, selbst wenn es um das Schälen von Äpfeln ging oder darum, ob Tante Matthäi, die Schwester ihrer Mutter, das Dienstmädchen übernehmen würde. Wenn das die Art von Verhalten war, das die Liebe mit sich brachte, dann war Louise froh, selbst bisher nur für Schillers Helden zu schwärmen.

»Es wäre mir eine Ehre«, tönte ihr zukünftiger Schwager und warf sich in die Brust, als hätte er gerade angeboten, für Antonie eine Heldentat zu begehen. »Zarte Frauen sollte man ohnehin nie mit der Last von Rechtsangelegenheiten beschweren.«

»Herr Dennhardt, als angehender Gerichtsdirektor sollten Sie doch wissen, dass dergleichen rechtlich nicht zulässig ist«, entgegnete der Notar mit einem Unterton von Tadel. »Nach Ihrer Hochzeit können Sie selbstverständlich die Interessen Ihrer Gemahlin vertreten, doch hier und jetzt ...«

»Die Interessen meiner Gemahlin und ihrer Schwestern«, unterbrach Julius Dennhardt. »Ich werde selbstverständlich ein treusorgender Vormund und zweiter Vater für meine Schwägerinnen sein, und deshalb denke ich, dass es doch dem Geist des Gesetzes entspräche, wenn ich jetzt schon ...«

Die Mischung aus Trauer und Schuldgefühlen, die Louise seit Wochen das Herz abdrückte, wich mehr und mehr ungläubiger Empörung.

»Ich brauche keinen zweiten Vater. Ich bin kein Kind mehr!«, platzte sie heraus. Ihre Schwestern starrten sie bestürzt an.

»Der Schmerz macht das Kind rasend«, sagte Tante Matthäi hastig.

»Ja, Liebster, bitte verzeihen Sie der Kleinen«, fügte Antonie hastig hinzu. »Es ist ein großes Glück für uns drei, dass wir nicht alleine in der Welt sein werden, sondern dass ein Ehrenmann wie Sie sich um uns kümmern wird.«

Louise schaute zu Franziska, doch Franziska machte keine Anstalten, zu protestieren. Im Gegenteil, sie nickte beifällig. Nun, Franziska hatte auch immer bei ihr, Louise, abgeschrieben, obwohl sie die Ältere war, und war froh gewesen, den Schulunterricht hinter sich zu haben. Natürlich freute sich Franziska, wenn ihr jemand Rechtsbelehrungen ersparte oder das Nachdenken über die Zukunft. Andererseits hatte Franziska doch auch immer Sinn für Humor gehabt und gerne die Pompöseren unter Papas Kollegen parodiert, wenn sie unter sich waren. Wollte sie denn wirklich ihr Leben diesem Julius Dennhardt anvertrauen, der Antonie erst einen Heiratsantrag gemacht hatte, als Papa tot war? Julius Dennhardt, der Louise den Eindruck verschaffte, in Gedanken bereits alle Möbel hier im Haus vermessen zu haben und alle vierzehn Fenster? Der Papas Schreiber bereits entlassen hatte – zwei Männer, die jahrelang für Louises Vater gearbeitet hatten –, ohne den Mädchen die geringste Chance zu geben, sich zu verabschieden?

Jeder im Raum außer dem Notar blickte tadelnd zu Louise, als hätte sie Julius Dennhardt mit ihren paar Worten ins Gesicht gespuckt. Als die Tante auch noch »Entschuldige dich, Kind« murmelte, wurde es ihr zu viel. »Papa hat uns erzählt, dass es in Sachsen keine Geschlechtsvormundschaft mehr gibt seit der letzten Gesetzesreform«, sagte Louise, an den Notar ge-

wandt. »Das heißt doch, dass Frauen keinen Kurator für ihr Vermögen mehr brauchen, richtig, Herr Lindner?«

Der Notar räusperte sich. Er war um mehrere Ecken mit ihnen verwandt, und seine Mutter war die beste Freundin ihrer Mutter gewesen. Wenn Antonie sich in ihn verliebt hätte, dann hätte Louise das schon eher verstanden, aber Otto Lindner war bereits verlobt.

»Das stimmt. In den übrigen deutschen Fürstentümern ist die Rechtslage anders, doch in unserem Sachsen hat eine Frau nun das Recht, ohne männliche Vormundschaft über ihr Vermögen und ihr Leben zu entscheiden.«

»Eine Frau«, ergänzte Julius Dennhardt, der Louise mit wachsender Feindseligkeit musterte. »Kein halbwüchsiges Mädchen. Fräulein Louise, Sie sind in Sachsen wie in jedem anderen Staat noch minderjährig, und Ihr Verhalten hier und jetzt unterstreicht Ihren Mangel an Reife nur. Oder sehen Sie das anders, liebste Antonie?«, schloss er mit einem gebieterischen Blick auf Louises älteste Schwester.

»Ganz und gar nicht«, beteuerte diese hastig. Louise versuchte es der Schwester nachzusehen. Antonie hatte vor Dennhardt noch nie einen Verehrer gehabt und einmal gesagt, sie könne sich kein schlimmeres Schicksal vorstellen als das von Tante Matthäi: unverheiratet, eine alte Jungfer ohne eigenes Zuhause, immer darauf angewiesen, bei Verwandten zu leben.

Einen Moment lang war Louise versucht nachzugeben. Nur weil sie Dennhardt nicht mochte, hieß das noch lange nicht, dass er ein schlechter Mensch war. Es gab keinen bösen Klatsch über ihn in Meissen, und ihm stand wirklich eine Beförderung zum Rang eines Gerichtsdirektors ins Haus. Er würde vermutlich mit ihrem Teil des Erbes verantwortungsbewusst umgehen.

Aber Louise hatte Träume. Und Julius Dennhardt würde ihr

ganz bestimmt nicht erlauben, sie zu verwirklichen. So, wie er von »zarten Frauen« sprach, würde er ihr noch nicht einmal gestatten, die politischen Journale zu lesen, wie es Papa getan hatte, und von der Welt mehr als Meissen und Umgebung zu sehen, vielleicht gerade noch Dresden. Selbst das würde er ihr als ihr Vormund verbieten können, wenn er erst einmal in der Lage dazu wäre. Antonie und Franziska würden ihr in so einem Fall bestimmt nicht zu Hilfe kommen, das machten die beiden gerade deutlich. Und Tante Matthäi erst recht nicht. Die hatte zu sehr Angst, von Dennhardt aus dem Haus komplimentiert zu werden, auf etwas freundlichere, aber genauso bestimmte Art, wie es den Schreibern geschehen war.

»Es gibt genügend Frauen in meinem Alter, die bereits verheiratet sind und Kinder haben«, sagte Louise und setzte sich etwas aufrechter. »Wenn ich alt genug bin, um zu heiraten und Kinder aufzuziehen, dann bin ich auch alt genug, um mich selbst um mein Geld und Gut zu kümmern.«

»Im Fall einer Ehe wäre es doch Ihr Gatte, der sich um alles kümmern und Ihnen diese Last abnehmen würde«, protestierte ihr zukünftiger Schwager und wandte sich an den Notar. »Frauen brauchen nun einmal den Verstand und den Schutz eines Mannes, das sehen Sie doch gewiss genauso, werter Kollege.«

Ich mache mir Sorgen um dich, murmelte Louises Mutter in ihrer Erinnerung. *Wohin soll das noch führen, all diese Bücher? Du wirst nicht in einer Bibliothek leben, Loulou, sondern in unserer Welt, und kein Mann will eine Gattin, die mehr gelesen hat als er. Dich noch länger auf der Schule zu lassen, wäre einfach verantwortungslos, wenn wir dich auf das Leben vorbereiten wollen.*

Warum, warum nur waren die Eltern tot? Warum war ein Streit das letzte gemeinsame Gespräch gewesen, nicht einer der wunderbaren Abende in dem Landhäuschen, das der Vater vor

ein paar Jahren gekauft hatte, ganz oben auf einem Weinberg, wo sie gemeinsam die Sonne untergehen sehen konnten, während die Mutter mit ihrer schönen Stimme sang?

Reiß dich zusammen, dachte Louise. *Die Vergangenheit kannst du nicht mehr ändern. Jetzt geht es um die Zukunft! Um dein gesamtes weiteres Leben!*

Trotz ihrer Schwestern und ihrer Tante war sie auf sich allein gestellt in diesem Raum, hatte keinerlei Hilfe, das wusste sie. Aber sie entdeckte gerade, dass dieses Bewusstsein sie nicht schwächte, im Gegenteil. Es gab ihr Kraft. Gegen Krankheit und Tod der Eltern hatte sie nichts tun können. Sie war nichts als hilflos und ohnmächtig gewesen. Aber Julius Dennhardt, angehender Gerichtsdirektor, Schwager in spe, war kein unsiegbarer Gegner. Er war nur ein etwas selbstgefälliger Mann, der sich für die Krone der Schöpfung hielt. Gegen ihn konnte sie kämpfen.

»Ich glaube nicht, dass Sie wollen, dass ich mir einen Gatten suche, Herr Dennhardt«, sagte Louise in ihrem sanftesten Tonfall. »Und ich würde einen finden, das wissen Sie. Was der dann fordert, geht bestimmt weit über das hinaus, worauf wir uns verständigen können.«

»Louise!«, rief Antonie empört. Von Franziska kam etwas, was verdächtig einem Glucksen ähnelte, doch als Louise zu ihr schaute, machte ihre zweitälteste Schwester rasch ein ernstes Gesicht. Tante Matthäi schüttelte missbilligend den Kopf.

In das Gesicht Dennhardts stieg Röte, soweit sich das unter seinem dichten Backenbart erkennen ließ. »Was sagt man dazu, Herr Kollege«, stieß er hervor und erwartete offensichtlich moralische Unterstützung von dem Notar.

»Nun, da es sich bei Fräulein Louise um eine sehr anziehende junge Dame aus bester Familie mit einer ansehnlichen Mit-

gift handelt, glaube ich auch, dass es ihr nicht schwerfiele, rasch einen Freier zu finden«, entgegnete dieser und klang fast ein wenig boshaft, als er hinzusetzte: »Schließlich ging es Fräulein Antonie nicht anders, nicht wahr?«

Die Röte auf Dennhardts Wangen vertiefte sich. Schließlich konnte man die Worte des Notars so verstehen, dass auch er als Mitgiftjäger gesehen wurde. Louise setzte sofort nach: »Mit wem möchten Sie lieber um die Verwaltung unseres Erbes verhandeln, mit einem erwachsenen, erfahrenen Mann oder einem halbwüchsigen Mädchen?«

Inzwischen schaute der Notar ausgesprochen beeindruckt drein, was gut war, denn da Louise tatsächlich noch minderjährig war, würde sie bis zu ihrer Volljährigkeit jemanden brauchen, der für sie Verträge aushandelte und beglaubigte. Herr Lindner war bereits verlobt und entfernt verwandt mit ihr; ihn würde sie als Anwalt nehmen können, ohne dass er auf die Idee käme, sie zu heiraten, und da er ein Verwandter war, würde es auch ihren Ruf nicht kompromittieren. Sie würde ihn dafür nach Stunden bezahlen, und es würde somit in seinem Interesse liegen, dass sie das weiter tun konnte, davon war sie überzeugt.

Julius Dennhardt öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Dann sagte er, sichtlich um Beherrschung ringend: »Sie werden noch feststellen, Fräulein Louise, dass ich nur Ihr Bestes gewollt habe. Aber bitte. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Sie werden nicht sagen können, ich hätte Sie nicht gewarnt!«

Er schwieg, während der Notar nun endlich den letzten Willen des Vaters verlas, der zwar jeder von ihnen eine finanzielle Mitgift sicherte und ihnen zutraute, das Landhäuschen und den Weinberg sowie das Stadthaus in Meißen gerecht unter sich aufzuteilen. *Papa wusste, dass wir keine Kinder mehr sind, sondern vernunftbegabte Wesen*, dachte Louise. *Er hat uns vertraut*. Sie

biss sich auf die Lippen, um zu verhindern, dass ihr Tränen in die Augen stiegen. Wenn sie jetzt Schwäche zeigte, dann war alles umsonst gewesen!

Bisher waren sie ein Haushalt von neun Personen gewesen: die Eltern, Antonie, Franziska, Louise, Papas zwei Schreiber, das Dienstmädchen und Tante Matthäi. Die Familie hatte die zweite Etage und ein paar Zimmer im dritten Geschoss bewohnt. Außerdem hatte der Vater ein Zimmer im Parterre gelegentlich an Studenten vermietet und die rechte Seite des Gebäudes für seine Arbeitszimmer und Akten genutzt. Am Ende des langen Tages hatte sich Louise mit ihrem zukünftigen Schwager darauf geeinigt, dass sie und nicht er die Arbeitszimmer des Vaters bekäme, während sie ihr altes Zimmer aufgab, damit der gesamte dritte Stock vermietet werden konnte. Sollte sie aus dem Elternhaus ausziehen, dann würde sie selbst Miete für diese Räume erhalten und über das Geld genauso entscheiden können wie über alle anderen von ihr geerbten Vermögenswerte, die bis zum Erreichen ihrer Volljährigkeit nicht von Julius Dennhardt, sondern von dem Notar Lindner verwaltet würden.

»In meinem Leben habe ich mich noch nie so sehr geschämt«, sagte Antonie, als Dennhardt endlich verschwunden war. »Wie konntest du nur? Er hätte sich um dich gekümmert, um uns alle, und du wirfst ihm derartige Boshaflichkeiten ins Gesicht. Wenn er kein solcher Mann von Ehre wäre, hätte er bestimmt schon unsere Verlobung gelöst, um nicht mit dir verwandt sein zu müssen. Warum tust du so was? Was willst du denn überhaupt?«

»Ihren Dickkopf durchsetzen«, sagte Franziska. »Immer durch die Wand, das ist unsere Louise. Aber ganz im Ernst, Loulou, das war ausgesprochen dumm, sich so viel zusätzliche Arbeit aufzuhalsen. Jetzt wirst du Rechnungen durchgehen müssen, statt weiter deinen Schiller zu lesen.«

»Jean Paul.«

»Was?«

»Ich liebe Schiller, aber derzeit lese ich Jean Paul. Und das kann ich auch, wenn ich vorher Rechnungen durchgehen muss.«

»Es ist doch gleich, welche Bücher du liest! Warum du mir um ein Haar das Leben ruiniert hättest, das will ich wissen!«, schluchzte Antonie.

Jetzt zuzugeben, dass sie keinen genauen Lebensplan hatte, das kam nicht in Frage. Wenn sie ehrlich mit sich war, wusste Louise vor allem, was sie nicht wollte: wie die Schwestern das Denken dem nächstbesten Mann überlassen, wie Tante Matthäi als geduldete Verwandte die Gouvernante spielen. Am liebsten würde sie an die Universität gehen und studieren, aber das war für Frauen überall verboten, nicht nur in Sachsen. Selbst die Lehrerinnen in der Schule, die Louise bis zu ihrer Konfirmation besucht hatte, hatten selbstverständlich nicht studiert, sondern waren ihrerseits durch Hauslehrer erzogen worden. So war Lehrerin einer der wenigen Berufe, die für sie als gebildete Frau in Frage kamen. Aber wenn sie sich vorstellte, jeden Morgen mit Kindern das ABC üben zu müssen, dann schauderte sie.

»Sag bloß, dass du noch immer die Jungfrau von Orleans werden willst«, neckte Franziska sie, als Louise nicht sofort antwortete. »Oder die Walküre Brünhild. Heldin werden zu wollen, ist nur verzeihlich, wenn man acht Jahre alt ist, und wie du uns allen heute so schön erklärt hast: Du bist kein Kind mehr!«

Es war eine harmlose Neckerei, aber sie erinnerte Louise daran, wie aufregend es für sie gewesen war, Sagen und Mythen zum ersten Mal zu hören. Als ihr die Eltern damals erklärt hatten, dass Mädchen heute keine Walküren mehr würden, hatte

Louise sich damit getröstet, selbst ein Märchen zu schreiben, in dem Thusnelda, die Gattin Hermanns des Cheruskers, statt seiner eigenhändig die Römer besiegte und aus dem Land warf. Die Erinnerung daran, wie sie den Schreibern ihres Vaters Papier abgebettelt und es vollgekritzelt hatte, rückte plötzlich etwas in ihr zurecht.

»Nein, ich will nicht mehr Brünhild werden«, sagte Louise.
»Ich will über Brünhild schreiben. Ich werde Schriftstellerin!«

* * *

Dorf, Sachsen, 1843

Der Geruch würgte Susanne in der Kehle: fischig, mehlig, dazu der Schweiß des alten Mannes und ihr eigenes Blut. Sein rechter Arm lag auf ihr, und sie wagte nicht, sich zu rühren. Nicht, ehe er eingeschlafen war. Das Bett unter ihr war so, wie sie es sich erträumt hatte, wenn sie auf ihrem Strohsack schlief und zuhörte, wie sich der alte Mann auf ihrer Mutter abmühte, aber die weiche, gut gestopfte Decke auf ihrer Haut war jetzt schlimmer, als es Stroh und Sackleinwand je hätten sein können. Als sie den Mann neben sich endlich schnarchen hörte, hielt sie den Atem an. Dann begann sie sehr, sehr vorsichtig, von ihm fortzurutschen.

Sie war dreizehn Jahre alt, und gerade jetzt, in diesem Moment, war Susanne sich nicht sicher, ob sie je vierzehn werden wollte.

An den Vater konnte sie sich kaum erinnern. Irgendwann war er nicht mehr da gewesen, und die Mutter hatte den Hof hergeben müssen, den sie allein nicht bewirtschaften konnte.

Dann hatte die Mutter versucht, sich als Magd an einem anderen Hof zu verdingen, aber nirgendwo war Platz und Geld genug, bis die alte Haushälterin des Dorflehrers starb. Seither lebten Susanne und ihre Mutter beim Lehrer, und im Dorf hieß es, die Grabaschin sei ein Glückspilz. Gut, sie musste dem Lehrer nicht nur das Haus rein halten, sondern auch die zwei Kühe und den kleinen Hof versorgen, mit nur einem Kind als Hilfe, weil er keine weitere Magd einstellen wollte, aber sie war doch noch jung und gesund genug, und das Kind bekam ordentlich zu essen beim Lehrer, an jedem Sonntag einen guten Eintopf, musste nicht mit acht oder gar zehn andern Mäulern teilen, wuchs auf mit ordentlich starken Knochen und Fleisch daran. Nein, die Grabasch Ilona hatte Glück, da waren sich alle einig.

Susanne dachte zuerst auch, dass sie Glück hatten, sie und die Mutter. Nicht nur wegen des Essens. Der Lehrer schien sie zu mögen. Er brachte ihr mit den anderen Schulkindern Lesen und Schreiben bei, obwohl sie nur die Tochter seiner Magd war, und erzählte ihr in seinem Heim Geschichten aus seinen Büchern. Weil sie sich an ihren Vater bald nicht mehr erinnern konnte, stellte sie sich ihn als einen Mann wie den Lehrer vor: mit tiefer Stimme, behäbig und gemütlich, wenn man ihn nicht wütend machte. Die anderen Kinder in der Dorfschule machten ihn wohl ständig wütend, denn er gebrauchte den Rohrstock oft. Wenn die Leute im Dorf an der Schule vorbeiliefen, hörten sie die Kinder immer wieder schreien und nickten einander zu; bei ihnen hatte er es wohl nicht anders gehalten. Aber Susanne gegenüber verhielt sich der Lehrer sanfter.

Als sie älter wurde, begriff sie, warum die Mutter hin und wieder nicht neben ihr in dem kleinen Verschlag lag, wo sie beide untergebracht waren, sondern in dem schönen großen Bett des Lehrers, das sogar Kissen mit echten Federn hatte. Aber

jetzt wusste sie, dass sie es immer noch falsch verstanden hatte, denn lange hatte sie geglaubt, es bedeute, dass der Lehrer die Mutter liebe und irgendwann heiraten werde. Dann war Susanne alt genug geworden, um einmal im Monat zu bluten. Ihr Körper fing an, sich zu verändern, und der Lehrer verbrachte noch mehr Zeit mit ihr. Zum letzten Weihnachtsfest hatte er ihr sogar ein Buch geschenkt, ein eigenes Buch, nur für sie. Ganz gewiss hieß das doch, dass er sie als seine Tochter ansah und die Mutter doch noch heiraten würde, davon war sie überzeugt. Bis er sie zurückhielt, als sie der Mutter beim Melken der Kühe helfen wollte, und sie fragte, ob sie nicht genug davon habe, immer noch auf dem alten Strohsack zu schlafen.

Sein Schnarchen wurde lauter, und es war ihr gelungen, von der Bettkante zu gleiten, ohne ihn dabei aufzuwecken. Fast blind vor Schmerz, Demütigung und Tränen tastete sie sich aus dem Raum und die Treppe hinunter.

Es kam ihr vor, als wären Stunden vergangen, seit der Lehrer mit ihr die Treppe hochgegangen war, schwer schnaufend, weil er als einer der wenigen im Dorf mit jedem Jahr dicker wurde, und mit einem Arm auf sie gestützt. Aber die Sonne stand fast noch so wie vorhin. Also musste die Mutter noch im Stall sein. Der Mutter unter die Augen zu treten, so wie sie war, mit dem Schweiß des Lehrers auf ihrer Haut, das erschien Susanne unerträglich, und sie rannte in die umgekehrte Richtung, in den Wald am Dorfrand. Rannte und rannte, bis ihr rote Funken vor den Augen tanzten. Irgendwann brach sie keuchend zusammen und krümmte sich auf dem Boden. Das Moos unter ihrem Gesicht war angenehm kühl.

Sie stellte sich vor, einfach weiterzulaufen, wenn sie sich ausgeruht hatte. Irgendwohin, bis zum nächstgrößeren Ort, dann noch weiter. Alles, nur nicht hierbleiben.

Aber dann würde der Lehrer ihrer Mutter die Schuld dafür geben. Eine neue Hauswirtschafterin bekam er jederzeit, so schlecht, wie die Dinge standen, während immer mehr Höfe verödeten. Er würde die Mutter hinauswerfen. Und niemand sonst im Dorf würde ihr Arbeit geben. Das waren ihre frühesten Erinnerungen: mit der Mutter von Hof zu Hof zu ziehen nach dem Tod des Vaters, als sie davon leben mussten, dass die Mutter hier und da bei der Ernte half oder Ställe ausmistete. *Würd dich schon länger einstellen, Grabaschin, wenn du allein wärst, aber noch ein Kindermaul stopfen, das kann ich nicht*, so oder so ähnlich hatten sich all die Bauern ihres Dorfes ausgedrückt. *Die Zeiten sind schlecht für uns alle*. Nur einmal, da waren sie Viehhändlern begegnet, die hatten es umgekehrt gehalten, hatten angeboten, Susanne zu nehmen, aber nicht die Mutter. Hatten sogar Geld zahlen wollen. Susanne war stumm vor Angst gewesen, überzeugt, die Viehhändler würden sie schlachten wie die Hexen kleine Kinder in den Märchen. Hatte sich an die Mutter geklammert, die wohl nichts dergleichen dachte und gewiss in Versuchung gewesen sein musste, das Kind loszuwerden, das sie kaum ernähren konnte. Aber die Mutter hatte nichts dergleichen getan. Hatte Susanne nur stumm an sich gedrückt und war mit ihr weitergegangen.

Du und ich, Suse, ich und du, hatte sie gemurmelt. *Wir bleiben zusammen. Immer. Was nützt mir Geld, wenn ich mein Kind nicht hab? Wir finden schon was, wart's nur ab, mein Schatz.*

Sie hatten den Dorflehrer gefunden.

Jetzt zurückzugehen, das bedeutete jedoch vor allem eins für Susanne: Der heutige Tag würde sich wiederholen. Das Gewicht des alten Mannes auf ihr, seine Hände, überall. Die Schmerzen in ihrem Unterleib. Natürlich konnte Susanne ihn anflehen, sie in Ruhe zu lassen, aber das hatte sie vorhin ver-

sucht, und er war nur wütend geworden, hatte gesagt, dass sie doch sein Geschenk angenommen habe und all die Wohltaten, die er ihr erwiesen hatte; sie sei's doch gewesen, die ihn nicht in Ruhe ließ und vor ihm herumscharwenzelte als wahre Evas-tochter, ob sie ihn denn zum Narren halten wolle?

Nein, der Lehrer würde nicht aufhören. Susanne drehte sich auf den Rücken und starrte auf den Himmel über sich, der blasser wurde, bereits in die Dämmerung übergang. Fortlaufen? Bleiben?

Wieder sah sie die Mutter vor sich, spürte ihre abgearbeiteten Hände, wie sie Susannes Haare zu Zöpfen flochten, mit Bändern, die von der Mutter selbst bestickt worden waren. Hörte die Stimme ihrer Mutter, wie sie Susanne in den Schlaf sang. Wie sie mit ihren Fingern Vogelschwingen formte oder Hasen, deren Schatten im Flackern des Talglichts an die Wand geworfen wurden, um Susanne zum Lachen und Staunen zu bringen, als Susanne noch klein war, um sie von dem nagenden Hunger in ihrem Magen abzulenken.

Du und ich, Suse. Ich und du.

Sie konnte ihre Mutter nicht im Stich lassen. Aber es kam auch nicht in Frage, gar nichts zu tun. Susanne wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und raffte sich auf. Die Scham brannte in ihr, aber sie würde der Mutter erzählen, was geschehen war. Würde sie anflehen, mit ihr gemeinsam fortzulaufen. Weg von dem Dorf. Anderswo musste es doch Arbeit geben, für sie alle beide. Susanne war kein kleines Kind mehr, das nur eine Last war, das nicht mit anpacken konnte.

Und wenn die Mutter ihr nicht glaubte? Wenn sie den Lehrer liebte? Sie hatten nie darüber geredet, Susanne und ihre Mutter. Selbst dann nicht, wenn sie gemeinsam im Stall die Kühe molken und die Mutter Scherze darüber machte, dass der Stier vom

Germer-Bauern, der hier in der Gegend die Kühe deckte, mit den Jahren auch immer fauler werde, wie so mancher Mann. Die Übelkeit in Susannes Magen wuchs. Vorhin hatte sie nicht auf den Weg geachtet, aber sie kannte die Gegend gut genug, um ohne weiteres zum Dorf und damit zum Haus des Lehrers zurückzufinden. Zum Haus des Lehrers. Nicht zu ihrem Zuhause. Nie wieder würde sie so an das Haus denken.

Was, wenn die Mutter es anders hielt?

Ihr war nach wie vor schlecht, aber sie zwang sich weiterzugehen. Die Tür stand leicht offen. Das würde dem Lehrer nicht gefallen und der Mutter auch nicht; so kamen immer wieder Mäuse und Ratten ins Haus. Susanne ging schneller, trat über die Schwelle und schloss die Tür hinter sich.

Das Erste, was sie sah, war der schwere Körper des Lehrers am Fuß der Treppe. Er lag fast so, wie sie ihn in seinem Bett zurückgelassen hatte, auf dem Rücken, aber seine Augen waren nicht geschlossen; sie starrten ausdruckslos in die Höhe. Kein Laut kam von ihm. Um ihn herum waren Splitter verteilt. Sie konnte Spritzer von ausgelaufenem Öl riechen und schaute sich instinktiv um, ob die Öllampe irgendetwas in Brand gesetzt hatte. Dabei entdeckte sie ihre Mutter. Die Mutter stand am oberen Ende der Treppe und löste gerade einen dünnen Strick von den Holmen an beiden Seiten des Geländers, der auf Fußgelenkhöhe gespannt gewesen sein musste. Ihr Blick traf auf den Susannes.

»Er hat mit mir machen können, was er wollte«, sagte die Mutter heiser. »Aber nicht mit meinem Kind.«

Etwas in Susanne löste sich. Erst jetzt wurde ihr klar, wie sehr sie im Innersten Angst gehabt hatte, die Mutter würde ihr die Schuld geben für das, was geschehen war, wenn sie davon erfuhr. Würde wie der Lehrer sagen, dass Susanne das gewollt

haben musste, was er mit ihr tat. Doch so war es nicht. Ihre Mutter stand auf ihrer Seite und liebte sie noch immer!

Gleichzeitig spürte Susanne, wie Entsetzen sie ergriff. Der Lehrer war tot. Menschen, die andere Menschen umbrachten, wurden erst hingerichtet, und dann kamen sie in die Hölle. So hatte sie es gelernt ... von dem Mann, der auf dem Boden vor ihr lag und sie vor ein paar Stunden geschändet hatte.

»Mir ist gleich, was mit mir geschieht, solange du in Sicherheit bist«, sagte die Mutter, als würde sie Susannes Gedanken lesen, und Susanne fand ihre Stimme wieder.

»Ich verrät nichts. Jeder wird denken, dass es ein Unfall war, Mama!«

Sie lief die Treppe hoch und umarmte ihre Mutter, spürte, wie die Mutter, die für Susanne immer Sicherheit und Liebe verkörpert hatte, am ganzen Leib zitterte.

»Keiner kriegt's raus«, flüsterte Susanne, »versprochen!«

Ihr Dorf war zu klein, um einen eigenen Gendarmen zu haben. Also holte Susanne den Dorfpfarrer und den Schankwirt, die neben dem Lehrer am meisten im Dorf galten, klagte, die Mutter und sie hätten den Lehrer nach dem Melken der Kühe so gefunden, und was denn nun würde.

Inzwischen war es dunkel, aber die Mutter hatte die Kerzen angezündet, die der Lehrer sonst nur an Festtagen benutzte. Der Pfarrer sprach ein Gebet über den Körper, dann zogen er und der Schankwirt ihn hoch und trugen ihn gemeinsam bis zum Küchentisch.

»In der Öllampe kann nicht mehr viel Öl gewesen sein«, sagte der Pfarrer, »sonst wäre wohl ein Feuer ausgebrochen. Im Dunkeln ist es dann wohl passiert. Bei seinem Ranzen war ja immer die Gefahr, dass er da stürzt, wo ihn keiner mehr aufrichten kann. Wehe der Völlerei, denn sie ist eine der sieben Todsünden.«

Der Schankwirt versprach, später mit seinem Knecht wiederzukommen, damit der Herr Lehrer ordentlich aufgebahrt werden könne. Dabei schnupperte er plötzlich in der Luft, als witterte er etwas, wie ein Hund. Seine Augen wanderten von Susanne zu ihrer Mutter und dann wieder zu Susanne. Mit Schrecken wurde ihr klar, dass der Samen des Lehrers noch immer an ihr klebte. Bei all dem Schrecken und der Eile hatte sie völlig vergessen, sich zu waschen. Sie griff nach der Hand ihrer Mutter und spürte, wie die Finger ihrer Mutter erneut zu zittern begannen, als der Wirt noch näher an die Leiche herantrat und wieder schnupperte. Susanne fragte sich sofort, ob der Lehrer sich vor seinem Tod noch die Schenkel von ihrem Blut gereinigt hatte. Sie bezweifelte es. Ihr Herz pochte immer schneller, und sie bildete sich ein, der Pfarrer und der Wirt müssten es beide hören.

»Scheint viel über den Durst getrunken zu haben, der Hans«, sagte der Wirt ruhig. »Hab ihm schon immer gesagt, dass er so einen Rausch ausschlafen muss, ehe er Treppen runterpoltert.«

»Auf Ratschläge hat er nie gehört. Gott sei seiner Seele gnädig«, stimmte der Pfarrer zu.

Susannes Mutter fing an zu weinen, und Susanne glaubte nicht, dass sie nur so tat. Wahrscheinlich hatte sie bis jetzt geglaubt, dass ihre Tat entdeckt würde, und nun, da dies doch nicht der Fall war, verließ sie die Kraft, welche die Mutter bisher aufrecht gehalten hatte.

Als der Wirt an Susanne vorbei zur Tür trat, spürte sie, wie er ihr flüchtig die Hand auf die Schulter legte und sich zu ihr beugte, während der Pfarrer ihre Mutter tröstete.

»Mein Mädels hat er auch gehabt, das Schwein«, flüsterte der Wirt und verließ das Haus.

ERSTER TEIL

»Eine fleißige Arbeiterin steht früh 5 Uhr auf und setzt sich gegen 6 Uhr an ihren Arbeitstisch – dann steht sie nicht eher auf als um 12 Uhr zum Mittagessen – in längstens einer halben Stunde ist dies beendet, und sie setzt sich gleich wieder hin – hat sie viel zu tun, so macht das Abendessen keine Unterbrechung, ein Stück Brot mit Salz kann neben der Arbeit gegessen werden – gegen 10 Uhr, oder je nachdem die Arbeit treibt, geht sie schlafen und sagt sich, daß sie heute vielleicht drei Neugroschen verdient hat.«

Louise Otto,
Für die Arbeiterinnen

1

Oederan, Sachsen, Sommer 1845

Als Susanne dem Fräulein das erste Mal begegnete, lief sie so schnell, dass sie Louise Otto um ein Haar umgerannt hätte.

Inzwischen war sie fünfzehn Jahre alt, und die Erinnerung an den Lehrer, seine Hände und seinen Tod hatte sich ins Dunkel ihres Gedächtnisses verflüchtigt, wie Dreck, den man immer wieder in die Ecken kehrt, ohne ihn je aus dem Haus entfernen zu können. Der Ekel war da, aber Susanne war viel zu beschäftigt, um oft daran zu denken.

Im Dorf hatten sie nach dem Tod des Lehrers nicht bleiben können, die Mutter und sie, nicht nachdem die Kartoffelfäule in ihre Gegend kam und alle noch ärmer gemacht hatte. Sogar die Erben des Lehrerhauses hatten dieses sofort verkauft, um ihren eigenen Hof zu retten. Aber im nächsten größeren Ort gab es Arbeit: in Oederan, bei der Tuchfabrik Gerstig. Die gesamte Gegend war schon immer voller Weber gewesen, und Spulen, das Auf- und Umspulen von Garn, das dann dem Webstuhl zugeführt wurde, das hatte die Mutter noch gelernt und zu Lebzeiten des Vaters auch getan. Das Spulen in der Fabrik war zunächst auch nicht viel anders, nur größer und staubiger. Außerdem musste man den ganzen Tag gekrümmt sitzen, und

Susanne bemerkte, dass ihre Mutter mittlerweile nicht mehr gerade ging, wenn sie nach den täglichen zwölf Stunden Spulen in das kleine Haus liefen, das sie mit ein paar weiteren Arbeiterinnen der Fabrik bewohnten.

In diesem Jahr waren dann Veränderungen wie Blitze eingeschlagen, als der Fabrikbesitzer die neuen Maschinen aus England kommen ließ, zusammen mit englischen Maschinenbauern, die kein Mensch verstand, wenn sie versuchten, den Arbeitern und Arbeiterinnen zu erklären, wie man sie bedienen solle. Die Kerle behaupteten zwar, Deutsch zu reden, aber es klang überhaupt nicht wie das Sächsisch, das Susanne ihr Leben lang gesprochen hatte. Immerhin waren sie besser im Gestikulieren. Wer nicht schnell begriff, was sie da vormachten, wurde entlassen, weil es keinen Mangel an früheren Bauern gab, die verzweifelt nach Arbeit suchten und bereit waren, jede Tätigkeit zu übernehmen. Susannes Freundin Doris, die erste gute Freundin, die sie je gefunden hatte, schwor, sie habe alles verstanden, schon weil ihr Vater zu denen gehörte, die hinausgeworfen worden waren. Doris brauchte das Geld. Hinterfragt hatte die Behauptung keiner, auch weil die anderen sonst hätten zugeben müssen, selbst noch nicht richtig begriffen zu haben, wie man mit den Maschinen umging, und Doris stand sogar eine Beförderung ins Haus – bis sie drei Finger an die neue Maschine verlor, weil sie wie alle anderen nicht wusste, wie man das Ding ausstellen konnte.

Arbeiterinnen wie Doris oder Susanne bekamen den Fabrikbesitzer selbstverständlich nie persönlich zu Gesicht, das hatte Susanne auch nicht erwartet, doch als sie verzweifelt versuchte, die blutenden Stumpen ihrer Freundin zu verbinden, und das Geschrei schließlich auch den »Faktor« auf den Plan rief, der für die Arbeiter der Stellvertreter des unsichtbaren Fabrikanten vor

Ort war, da war sie doch davon ausgegangen, dass der Faktor einen Arzt für Doris rufen lassen würde.

Stattdessen war Susanne sogar verboten worden, Doris Stoff aus der Fabrik für weitere Verbände mitzugeben. Noch nicht einmal ausgesonderte Stoffreste. Und natürlich gab es keinen Groschen für Doris, damit sie selbst einen Arzt bezahlen konnte. Sie wurde umgehend entlassen.

»Erst um ein Haar die neue teure Maschine aus England kaputt machen und uns einen halben Tag Arbeit kosten, und dann auch noch Gewinn daraus ziehen wollen? Nichts da! Sonst dauert's nicht lang, und ihr faules Volk lasst eure Finger absichtlich in der Maschine, um dem Patron Geld aus der Tasche zu ziehen! So weit kommt's noch!«

Am liebsten hätte Susanne dem Kerl ins Gesicht gespuckt, doch das hätte Doris nicht geholfen.

»Aber die Doris braucht doch Verbände«, beharrte sie, »der erste ist bald durchgeblutet ...«

»Aller Stoff hier ist Eigentum der Tuchfabrik Gerstig. Wenn ich erst zulasse, dass eine von euch was mit nach Hause nimmt, dann klaut ihr bald alle wie die Raben! Und jetzt schau, dass du selbst wieder an deinen Platz kommst und weiterarbeitest!«

Von dem Faktor war also keine Hilfe zu erwarten. Wie der Fabrikbesitzer aussah oder wo genau in Oederan er wohnte, das wusste Susanne nicht, und nach dem Verhalten des Faktors zu urteilen, würde der feine Herr auch keine seiner Arbeiterinnen über die Schwelle lassen. Außer Susanne hatte Doris auch andere Freundinnen, aber keine von denen machte Anstalten, etwas zu unternehmen. Jede hatte zu große Angst, entlassen zu werden. Und Doris' Vater tat seit seiner Entlassung ohnehin nichts mehr, als zu trinken, wenn er irgendwo billigen Fusel in die Hand bekam; der war auch keine Hilfe.

»Lass gut sein, Kind«, sagte Susannes Mutter, die auch Angst hatte, nicht nur vor der Entlassung, sondern davor, überhaupt Aufmerksamkeit zu erregen. Manchmal träumte der Mutter, dass Männer mit Ketten kämen, um ihr doch noch den Tod des Lehrers vorzuwerfen.

Susanne wollte es nicht gut sein lassen. Die Adresse des Fabrikbesitzers wollte oder konnte ihr keiner der anderen Arbeiter nennen, aber immerhin die der Kirche, in die der Patron und seine Familie gingen. Susanne beschloss, sich an den Pastor zu wenden, der dort predigte. Der kannte doch gewiss den Patron und würde bereit sein, ihm ins Gewissen zu reden oder wenigstens zu vermitteln, damit Doris etwas Geld bekäme.

Unter der Woche hatte Susanne keine Zeit, um den Pastor aufzusuchen, nicht bei einem Arbeitstag, der frühmorgens begann und spät am Abend endete. Zwölf Stunden Arbeit, fast eine Stunde Fußmarsch zu ihrem Heim und dann noch die Hausarbeit, das ließ beim besten Willen keinen Raum. Aber der Sonntag wenigstens war frei, und obwohl die Frau des Pastors Susannes Kleid, aus dem sie sichtbar herausgewachsen war, mit Missbilligung musterte, wurde sie ins Pfarrhaus gelassen.

»Mein Kind«, meinte der Pastor schließlich, »es tut mir herzlich leid um deine Freundin. Aber du musst verstehen, dass Herr Gerstig nach den entsetzlichen schlesischen Unruhen im letzten Jahr vielleicht ein wenig zur Strenge neigt, was seine Arbeiter betrifft, doch nur wie ein Kapitän, der sein Schiff durch stürmische Wellen einer aufgewühlten See steuern und vordringlich an die gesamte Besatzung denken muss. Manche Maßnahme, die da streng erscheint, ist berechtigt um des Ganzen willen. Wenn das Mädchen gelogen hat, was ihre Kenntnisse betrifft, und so den gesamten Ablauf mit der neuen Maschine gefährdete, dann ist das kein Beispiel, das ein gewissenhafter Herr ermutigen darf.«